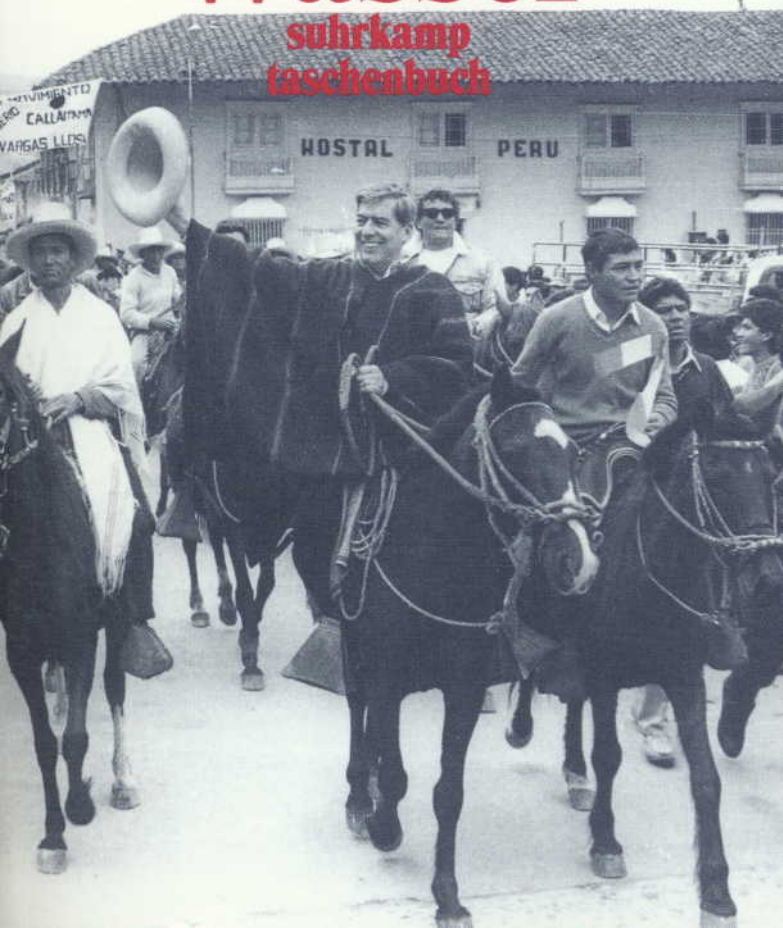


Vargas Llosa Der Fisch im Wasser

suhrkamp
taschenbuch



suhrkamp taschenbuch 2850

Ein kurzer biographischer Abriss: Als Zehnjähriger lernt er seinen leiblichen Vater kennen; achtzehnjährig heiratet er seine fast doppelt so alte Tante und nutzt die erste Gelegenheit, seiner Heimat zu entkommen. In Paris beginnt er ein Leben als freier Schriftsteller. Als einer der führenden Intellektuellen Lateinamerikas tritt er mit fünfzig Jahren in die aktive politische Arena seines Landes ein.

Geradlinig, offen und sehr direkt erzählt der peruanische Romancier Mario Vargas Llosa aus seinem ereignisreichen Leben, von Kindheit und Jugend und seinen Erfahrungen als Präsidentschaftskandidat in Peru.

»Flüssig und elegant geschrieben, entwickeln diese Erinnerungen einen beträchtlichen Sog und sind in ihren besten Abschnitten so *unputdownable* wie Vargas Llosas Romane.«

Georg Sütterlin, Neue Zürcher Zeitung

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 in Arequipa/Peru, lebt in London und Lima. 1996 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels. Sein Werk in deutscher Sprache erscheint im Suhrkamp Verlag und ist am Schluß dieses Bandes verzeichnet.

Mario Vargas Llosa
Der Fisch im Wasser

Erinnerungen

Aus dem Spanischen von
Elke Wehr

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 1993 unter dem Titel
El pez en el agua bei Seix Barral, Barcelona
© Mario Vargas Llosa, 1993
Umschlagfoto:
Der Präsidentschaftskandidat Mario Vargas Llosa,
Cajamarca, Peru 1989

suhrkamp taschenbuch 2850
Erste Auflage 1998
© der deutschen Ausgabe
Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1995
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen
sowie der Übersetzung, auch einzelner Teile.
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim
Printed in Germany
Umschlag nach Entwürfen von
Willy Fleckhaus und Rolf Staudt
ISBN 978-3-518-39350-5

2 3 4 5 6 7 - 15 14 13 12 11 10

Der Fisch im Wasser

*Dieses Buch ist
Frederick Cooper Llosa
Miguel Cruchaga Belaunde
Luis Miró Quesada Garland und
Fernando de Szyszlo gewidmet,
mit denen alles begonnen hat,
und meinen Freunden und Freundinnen
von Movimiento Libertad.*

»Auch die alten Christen wußten sehr genau, daß die Welt von Dämonen regiert sei, und daß, wer mit der Politik, das heißt: mit Macht und Gewaltsamkeit als Mitteln, sich einläßt, mit diabolischen Mächten einen Pakt schließt, und daß für sein Handeln es nicht wahr ist: daß aus Gutem nur Gutes, aus Bösem nur Böses kommen könne, sondern oft das Gegenteil. Wer das nicht sieht, ist in der Tat politisch ein Kind.«

Max Weber, *Politik als Beruf* (1919)

I

Jener Herr, der mein Vater war

Meine Mutter nahm mich bei der Hand und führte mich durch den Hintereingang der Präfektur auf die Straße. Wir liefen bis zum Eguiguren-Damm. Es waren die letzten Tage des Jahres 1946 oder die ersten des Jahres 1947, denn wir hatten schon die Prüfungen in der Salesianer-Schule abgelegt, ich hatte die fünfte Klasse der Grundschule beendet, und wir befanden uns schon mitten im Sommer von Piura mit seinem weißen Licht und seiner erstickenden Hitze.

»Du weißt es natürlich schon«, sagte meine Mutter, ohne daß ihr die Stimme zitterte. »Nicht wahr?«

»Was denn?«

»Daß dein Papa nicht tot ist. Nicht wahr?«

»Natürlich, natürlich.«

Aber ich wußte es nicht und ahnte es auch nicht im geringsten, in meiner Überraschung schien mir, als würde die Welt um mich herum stillstehen. Mein Vater lebendig? Und wo war er die ganze Zeit gewesen, in der ich ihn für tot gehalten hatte? Das war eine lange Geschichte, die sie mir alle sorgfältig verheimlicht hatten, meine Mutter, meine Großeltern, die Großtante Elvira – die Mamaé – und meine Onkeln und Tanten, die ganze umfangreiche Familie, mit der ich zunächst in Cochabamba und dann, nachdem man den Großvater Pedro zum Präfekten der Stadt ernannt hatte, hier in Piura meine Kindheit verbracht hatte – verheimlicht bis zu diesem Tag, dem wichtigsten von allen, die ich bislang erlebt hatte, und vielleicht von allen, die ich später erleben sollte. Eine Geschichte wie aus einem schlechten Roman, schaurig und trivial, die – das entdeckte ich später, während ich sie mit Hilfe von hier und dort zusammengetragenen Einzelheiten rekonstruierte, wobei ich die weißen Flecken mit imaginären Zusätzen füllte – meine mütterliche Familie (in Wahrheit meine einzige Familie) mit Scham erfüllt und das

Leben meiner Mutter zerstört hatte, als sie kaum mehr als ein junges Mädchen war.

Eine Geschichte, die dreizehn Jahre zuvor und mehr als zweitausend Kilometer entfernt vom Eguiguren-Damm, dem Schauplatz der großen Enthüllung, begonnen hatte. Meine Mutter, neunzehn Jahre alt, war von Arequipa, wo ihre Familie lebte, in Begleitung meiner Großmutter Carmen in deren Heimatstadt Tacna gereist, um an jenem 10. März 1934 der Hochzeit irgendeines Verwandten beizuwohnen, als jemand ihr auf dem damals wahrscheinlich behelfsmäßigen und noch ganz neuen Flugplatz dieser kleinen Provinzstadt den Verantwortlichen der Funkstation der Panagra, der Urform der Panamerican, vorstellte: Ernesto J. Vargas. Er war neunundzwanzig Jahre alt und sah sehr gut aus. Meine Mutter verliebte sich in ihn in diesem Augenblick und für immer. Und auch er muß sich verliebt haben, denn als sie nach einigen Ferienwochen in Tacna nach Arequipa zurückkehrte, schrieb er ihr mehrere Briefe und reiste sogar zu ihr, um sich von ihr zu verabschieden, als die Panagra ihn nach Ecuador versetzte. Bei diesem Blitzbesuch in Arequipa verlobten sie sich formell. Die Verlobungszeit fand in Briefen statt; sie sahen sich erst ein Jahr später wieder, als mein Vater – den die Panagra erneut versetzt hatte, dieses Mal nach Lima – zur Hochzeit wieder in Arequipa auftauchte. Sie heirateten am 4. Juni 1935, in dem Haus am Boulevard Parra, in dem die Großeltern lebten und das zu diesem Zweck prächtig geschmückt worden war; auf dem Foto, das erhalten geblieben ist (man zeigte es mir viele Jahre später), posiert Dorita in ihrem weißen Kleid mit langer Schleppe und durchsichtigem Tüll, mit einem Gesicht, das alles andere als strahlend, eher ernst ist, und in ihren großen dunklen Augen liegt wie ein Schatten die Frage nach dem, was ihr die Zukunft bringen wird.

Was sie ihr brachte, war eine Katastrophe. Nach der Hochzeit reisten sie sogleich nach Lima, wo mein Vater als Funker bei der Panagra arbeitete. Sie lebten in einem kleinen

Haus in der Calle Alfonso Ugarte, in Miraflores. Vom ersten Augenblick an ließ er erkennen, was die Familie Llosa mit einem Euphemismus »Ernestos schlechten Charakter« nennen sollte. Dorita wurde einem Leben wie im Gefängnis unterworfen; ihr war der Umgang mit Freunden und, vor allem, mit Verwandten verboten, sie wurde gezwungen, immer zu Hause zu bleiben. Sie durfte nur in Begleitung meines Vaters ausgehen, und diese Ausflüge bestanden in Kinobesuchen oder in Besuchen bei seinem ältesten Bruder César und dessen Frau Orieli, die ebenfalls in Miraflores lebten. Ständig kam es aus jedem beliebigen Anlaß oder auch ohne Anlaß zu Eifersuchtsszenen, die durchaus in Gewalttätigkeiten ausarten konnten.

Viele Jahre später, als ich schon graue Haare hatte und endlich mit ihr über die fünfeinhalb Monate ihrer Ehe sprechen konnte, wiederholte meine Mutter noch immer die familieninterne Erklärung für das Scheitern der Ehe: Ernestos schlechter Charakter und seine verflixte Eifersucht. Und sie gab sich selbst ein bißchen schuld: Vielleicht hatte der Umstand, daß sie ein sehr verwöhntes Mädchen gewesen war und ein so leichtes, bequemes Leben in Arequipa geführt hatte, sie nicht auf die schwierige Prüfung vorbereitet, gleichsam über Nacht in einer anderen Stadt und mit einem so dominierenden Menschen zu leben, der ganz anders war als die Personen, die sie bislang umgeben hatten.

Aber der wirkliche Grund für das Scheitern der Ehe war nicht die Eifersucht, auch nicht der schlechte Charakter meines Vaters, sondern die nationale Krankheit schlechthin, die sämtliche Schichten und Familien des Landes heimsucht und mit ihrem Pesthauch das Leben der Peruaner vergiftet: die Krankheit des Ressentiments und der sozialen Komplexe. Denn Ernesto J. Vargas gehörte trotz seiner weißen Hautfarbe, seiner hellen Augen und seiner hochgewachsenen Gestalt zu einer Familie, die in der sozialen Rangordnung unter der seiner Frau stand, oder zumindest glaubte er dies immer, was auf das gleiche hinausläuft. Die Abenteuer, Miß-

geschicke und Husarenstücke meines Großvaters Marcelino hatten die Familie Vargas verarmen und bis zu jenem diffusen Grenzbereich absteigen lassen, wo das Bürgertum mit dem zu verschwimmen beginnt, was diejenigen, die sich weiter oben befinden, »das Volk« nennen, und wo die Peruaner, die sich für weiß halten, sich als *cholos*, das heißt als Mestizen, das heißt arm und mißachtet zu fühlen beginnen. In der vielfältig gemischten peruanischen Gesellschaft und wahrscheinlich in allen Gesellschaften, in denen es mehrere Rassen und gewaltige Ungleichheiten gibt, sind *weiß* und *cholo* Begriffe, die sehr viel mehr bedeuten als Rasse oder Ethnie: Sie bestimmen über die soziale und die ökonomische Stellung des einzelnen, und diese Faktoren sind oft entscheidend bei der rassischen Zuordnung. Diese ist flexibel und wechselhaft, hängt von den Umständen und dem Auf und Ab der Einzelschicksale ab. Immer ist man weiß oder ein *cholo* in bezug auf jemanden, denn immer ist man besser oder schlechter gestellt als andere oder mehr oder weniger arm oder bedeutend oder hat man mehr oder weniger westliche oder mestizische oder indianische oder afrikanische oder asiatische Gesichtszüge als andere, und diese ganze primitive Nomenklatur, die zu einem guten Teil das Schicksal der einzelnen bestimmt, hält sich dank eines Gebäudes aus Vorurteilen und Gefühlen – Geringschätzung, Verachtung, Neid, Ressentiment, Bewunderung, Nachahmung –, das oftmals unter den Ideologien, Werten und Unwerten die tieferliegende Erklärung für die Konflikte und Enttäuschungen der peruanischen Gesellschaft liefert. Es ist ein schwerer Irrtum zu glauben, Rassenvorurteile oder soziale Vorurteile gäbe es nur von oben nach unten; parallel zur Verachtung, die der Weiße gegenüber dem *cholo*, dem Indio und dem Schwarzen an den Tag legt, existiert das Ressentiment des *cholo* gegenüber dem Weißen und dem Indio und dem Schwarzen und das eines jeden der drei letztgenannten gegenüber allen anderen: Gefühle, Triebe und Leidenschaften, die sich hinter den politischen, ideologischen, beruflichen, kulturellen und

persönlichen Rivalitäten verbergen, eine Haltung, die man nicht einmal heuchlerisch nennen kann, da sie selten klar und unverhüllt ist. Sie ist fast immer unbewußt, entsteht aus einem verborgenen Ich, das blind ist für die Vernunft, wird mit der Muttermilch eingesogen und nimmt mit den ersten gestammelten Lauten des Peruaners Form und Gestalt an.

So verhielt es sich wohl auch im Fall meines Vaters. Tiefer in ihm verwurzelt und entscheidender als sein schlechter Charakter oder seine Eifersucht war das ihn nie verlassende Gefühl, daß meine Mutter aus einer Welt wohlklingender Familiennamen kam – jener Familien aus Arequipa, die sich etwas auf ihre spanische Abstammung, ihre guten Manieren, ihre reine Aussprache einbildeten –, das heißt aus einer höheren Welt als seine durch die Politik verarmte und ruinierte Familie, der Grund für die Zerrüttung ihres Zusammenlebens.

Mein Großvater väterlicherseits, Marcelino Vargas, stammte aus Chancay und hatte den Beruf eines Funkers gelernt, den er meinem Vater in den kurzen Ruhepausen seiner bewegten Existenz beibringen sollte. Die Leidenschaft seines Lebens galt jedoch der Politik. Er zog am 17. März 1895 mit den Partisanen Piérolas durch das Cocharcas-Tor in Lima ein, als er noch ein kleiner Junge war. Später war er ein treuer Anhänger des liberalen Caudillos Augusto Durán, den er in seinen politischen Wechselfällen begleitete, weshalb er ein ziemlich gehetztes Leben führte: zunächst Präfekt von Huánuco, wurde er später nach Ecuador deportiert und befand sich mehrmals im Gefängnis oder auf der Flucht. Dieses von Angst und Schrecken erfüllte Leben zwang meine Großmutter Zenobia Maldonado, die auf den Fotos mit einem unerbittlichen Gesichtsausdruck erscheint und von der mein Vater empört erzählte, sie habe nicht gezögert, ihn und seine Brüder bis aufs Blut zu schlagen, wenn sie unartig gewesen waren, alle möglichen Wunder zu vollbringen, um ihre fünf Kinder zu ernähren, die sie praktisch allein großzog (sie hatte acht, aber drei starben kurz nach der Geburt).

Sie müssen in großer Armut gelebt haben, denn mein Vater besuchte eine staatliche Schule – die Guadalupe-Schule –, die er im Alter von dreizehn Jahren verließ, um zum Unterhalt der Familie beizutragen. Er arbeitete als Lehrling in der Schuhmacherwerkstatt eines Italieners und später, dank der rudimentären Kenntnisse der Funktelegrafie, die Don Marcelino ihm beigebracht hatte, als Funker bei der Post. 1925 starb meine Großmutter Zenobia; in diesem Jahr arbeitete mein Vater als Telegrafist in Pisco. Eines Tages kaufte er gemeinsam mit einem Freund ein Los der Lotterie von Lima, auf das der Hauptgewinn entfiel: hunderttausend Sol! Mit den fünfzigtausend seines Anteils, ein Vermögen für damalige Verhältnisse, ging er nach Buenos Aires (das im opulenten Argentinien der zwanziger Jahre für Lateinamerika das war, was Paris für Europa darstellte), wo er ein ausschweifendes Leben führte, bei dem ihm bald das Geld ausging. Er war so klug, mit dem ihm noch verbleibenden Rest seine Ausbildung als Sprechfunker bei der Trans Radio zu vervollständigen, und schloß mit einem Fachdiplom ab. Ein Jahr darauf erhielt er bei einem Wettbewerbsverfahren einen Posten als zweiter Funker in der argentinischen Handelsmarine, bei der er fünf Jahre blieb und mit der er alle Weltmeere bereiste. (Aus dieser Zeit stammte eine Fotografie, die ihn, sehr schmuck, in marineblauer Uniform zeigte und während meiner ganzen Kindheit in Cochabamba meinen Nachttisch zierte, eine Fotografie, die ich anscheinend beim Zubettgehen küßte, wobei ich »meinem lieben Papa im Himmel« eine gute Nacht wünschte.)

1932 oder 1933 kehrte er nach Peru zurück, nachdem die Panagra ihn als Bordfunker unter Vertrag genommen hatte. In den kleinen Pionierflugzeugen dieser Gesellschaft flog er länger als ein Jahr in den unerforschten Himmeln Perus umher, bis er 1934 auf den Flughafen von Tacna versetzt wurde, wo im März 1934 jene Begegnung stattfand, der ich meine Existenz verdanke.

Das abwechslungsreiche Wanderleben bewahrte meinen

Vater indes nicht vor den trüben Ressentiments und Komplexen, aus denen die Psyche der Peruaner besteht. Irgendwie und aus irgendeinem komplizierten Grund wurde die Familie meiner Mutter in seiner Vorstellung zu dem, was er nie gehabt oder was seine Familie verloren hatte: sie stand für die Stabilität eines bürgerlichen Heims, das feste Gefüge der Beziehungen mit anderen, ähnlichen Familien, den Bezug auf eine Tradition und bestimmte soziale Unterscheidungsmerkmale; infolgedessen entwickelte er eine Feindseligkeit gegenüber dieser Familie, die unter jedem Vorwand zum Vorschein kam und sich bei seinen Wutanfällen in Beschimpfungen der Familie Llosa Ausdruck verschaffte. In Wirklichkeit hatten diese Gefühle zu jener Zeit (Mitte der dreißiger Jahre) kaum noch eine Grundlage, denn die Familie Llosa, die, seitdem der erste der Sippe, der Feldmeister Don Juan de la Llosa y Llaguno, nach Arequipa gekommen war, ein wohlhabendes Leben geführt und aristokratische Allüren zur Schau getragen hatte, war im Lauf der Zeit sozial abgestiegen und in der Generation meines Großvaters eine Mittelklassefamilie mit eher bescheidenen Einkünften geworden. Allerdings verfügte sie über gute Beziehungen und war fest im gesellschaftlichen Leben etabliert. Dies war es wohl, was mein Vater, ein entwurzeltes Wesen ohne Familie und Vergangenheit, meiner Mutter nie verzeihen konnte. Mein Großvater Marcelino hatte seinem abenteuerlichen Leben nach dem Tod von Doña Zenobia einen krönenden Abschluß verliehen, der meinen Erzeuger mit Scham erfüllte: Er war in ein kleines Dorf der mittleren Anden gezogen, wo er mit einer Indiofrau mit Zopf und buntem Rock zusammenlebte und seine Tage als Neunzigjähriger im Kreis zahlreicher Kinder und als Bahnhofsvorsteher der Zentralen Eisenbahn beschloß. Nicht einmal die Familie Llosa riß ihn zu ähnlichen Schimpfreden hin wie Don Marcelino, die wenigen Male, die er ihn überhaupt erwähnte. Sein Name war zu Hause tabu, ebenso wie alles, was mit seinem Leben zusammenhing. (Sicher habe ich aus diesem Grund immer eine geheime Sympathie für den

väterlichen Großvater gehegt, den ich nie kennengelernt habe.)

Kurz nach der Hochzeit wurde meine Mutter mit mir schwanger. Die ersten Monate der Schwangerschaft verbrachte sie allein in Lima, in der gelegentlichen Gesellschaft ihrer Schwägerin Orieli. Die häuslichen Auseinandersetzungen rissen nicht ab, das Leben war sehr schwer für meine Mutter, und doch wurde ihre leidenschaftliche Liebe für meinen Vater nicht weniger. Eines Tages kündigte die Großmutter Carmen aus Arequipa an, sie werde kommen, um meiner Mutter während der Geburt beizustehen. Mein Vater hatte den Auftrag erhalten, nach La Paz zu reisen, um dort das Büro der Panagra zu eröffnen. Er sagte also zu seiner Frau, als sei es das Natürlichste der Welt: »Fahr du besser nach Arequipa, um das Baby dort zu bekommen.« Und er regelte alles, so daß meine Mutter nicht ahnen konnte, was er im Schilde führte. An jenem Novembermorgen im Jahre 1935 verabschiedete er sich wie ein zärtlicher Ehemann von seiner Ehefrau, die im fünften Monat schwanger war.

Er hat sie nicht wieder angerufen noch ihr geschrieben, noch ein Lebenszeichen gegeben. Sein Schweigen dauerte elf Jahre, das heißt, bis kurze Zeit vor jenem Nachmittag, an dem meine Mutter mir auf dem Eguiguren-Damm enthüllte, daß mein Vater, den ich bislang im Himmel geglaubt hatte, noch immer auf dieser Erde weilte, gesund und munter.

»Lügst du mich auch nicht an, Mama?«

»Glaubst du, ich würde dich in so einer Sache belügen?«

»Ist er wirklich lebendig?«

»Ja.«

»Werde ich ihn sehen? Werde ich ihn kennenlernen? Wo ist er denn?«

»Hier, in Piura. Du wirst ihn jetzt gleich kennenlernen.«

Als wir schließlich darüber sprechen konnten, viele Jahre nach jenem Nachmittag und viele Jahre nach dem Tod meines Vaters, zitterte meiner Mutter noch immer die Stimme, füllten ihre Augen sich mit Tränen, wenn sie sich an den

Kummer jener Tage in Arequipa erinnerte, als sie angesichts des völligen Verstummens ihres Ehemanns – keine Anrufe, keine Telegramme, keine Briefe, keine Nachricht mit seiner Adresse in Bolivien – zu ahnen begann, daß sie verlassen worden war und ihn in Anbetracht seines berüchtigten Charakters wahrscheinlich niemals wiedersehen noch von ihm hören würde. »Das Schlimmste«, sagte sie, »war das Gerede. Was die Leute alles erfanden, der Klatsch, die Lügen, die Gerüchte. Ich schämte mich so sehr! Ich wagte nicht, auf die Straße zu gehen. Wenn jemand die Eltern besuchen kam, ging ich in mein Zimmer und sperrte die Tür zu.« Es war ein Glück, daß der Großvater Pedro, die Großmutter Carmen, die Mamaé und alle Geschwister sich so anständig verhielten. Sie kümmerten sich liebevoll um sie, beschützten sie und gaben ihr das Gefühl, daß sie, auch wenn sie ihren Ehemann verloren hatte, immer ein Heim und eine Familie haben würde.

Im zweiten Stock des Hauses am Boulevard Parra, wo die Großeltern lebten, kam ich im Morgengrauen des 28. März 1936 nach einer langen und schmerzhaften Geburt auf die Welt. Der Großvater schickte meinem Vater über die Panagra ein Telegramm, das ihm meine Ankunft mitteilte. Er antwortete nicht, auch nicht auf einen Brief, den meine Mutter ihm schrieb und in dem sie ihm berichtete, man habe mich auf den Namen Mario getauft. Da sie nicht wußten, ob er nicht antwortete, weil er nicht wollte, oder weil ihn die Nachrichten nicht erreichten, baten meine Großeltern einen in Lima lebenden Verwandten, Doktor Manuel Bustamante de la Fuente, er möge ihn über die Panagra ausfindig machen. Er sprach mit ihm am Flughafen, wohin mein Vater nach einigen Monaten in Bolivien zurückgekehrt war. Seine Reaktion bestand darin, daß er die Scheidung forderte. Meine Mutter willigte ein, und die Scheidung wegen charakterlicher Unvereinbarkeit wurde über Anwälte abgewickelt, ohne daß die ehemaligen Ehegatten sich noch einmal gegenüber treten mußten.

Das erste Lebensjahr, das einzige, das ich in der Stadt verbrachte, in der ich zur Welt kam, und an das ich mich nicht im mindesten erinnere, war ein höllisches Jahr für meine Mutter, aber auch für meine Großeltern und den Rest der Familie, eine typische Familie des Bürgertums in Arequipa (mit allem, was dieser Begriff an Konservativem einschließt), die mit der verlassenen Tochter, die jetzt überdies Mutter eines vaterlosen Kindes war, die Schande teilte. In der prüden Gesellschaft von Arequipa mit ihren Vorurteilen führte das Geheimnis, das Doritas Geschick umgab, zu ständigem Gerede. Meine Mutter setzte keinen Fuß auf die Straße, außer, um in die Kirche zu gehen, und widmete sich der Pflege des neugeborenen Kindes, wobei ihr meine Großmutter und die Mamaé zur Seite standen, die den ersten Enkel zum Mittelpunkt des Hauses machten.

Ein Jahr nach meiner Geburt unterschrieb der Großvater einen Zehn-Jahres-Vertrag mit der Familie Said, der ihn verpflichtete, sich um Ländereien zu kümmern, die diese in Bolivien erworben hatte, in der Nähe von Santa Cruz – die Hacienda von Saipina –, wo sie den Anbau von Baumwolle einführen wollte, die er bereits erfolgreich in Camaná angepflanzt hatte. Man hat es mir nie gesagt, und doch kann mich niemand von der Überzeugung abbringen, daß die unglückliche Geschichte seiner ältesten Tochter, die äußerst unangenehme Situation, in die die Familie durch das Verlassenwerden und die Scheidung meiner Mutter geraten war, den Großvater zur Annahme dieser Arbeit veranlaßte, um derentwillen die Familie Arequipa verließ, wohin sie niemals zurückkehren sollte. »Es war eine große Erleichterung für mich, in ein anderes Land, in eine andere Stadt zu gehen, wo die Leute mich in Ruhe ließen«, sagt meine Mutter über diesen Umzug.

Die Familie Llosa zog also nach Cochabamba, damals eine Stadt, in der es sich besser leben ließ als in dem winzigen und isolierten Dorf Santa Cruz, und richtete sich in einem riesigen Haus in der Calle Ladislao Cabrera ein, in dem sich

meine ganze Kindheit abspielte. In meiner Erinnerung gleicht es einem Paradies. Es hatte einen Eingang mit hoher, schiefer Decke, in dem die Stimmen hallten, und einen baumbestandenen Innenhof, in dem ich gemeinsam mit meinen Kusinen Nancy und Gladys und meinen Freunden von der La-Salle-Schule die Tarzanfilme und die Serienfilme nachspielte, die wir an den Sonntagen, nach der Messe in der Schule, in der Frühvorstellung im Kino Rex sahen. Um diesen ersten Hof lief eine Terrasse mit Säulen, Segeltuchplanen gegen die Sonne und einigen Schaukelstühlen, wo der Großvater Pedro, wenn er nicht auf der Hacienda war, seine Siesta zu halten pflegte, hin und her schaukelnd und laut schnarchend, worüber meine Kusinen und ich uns zu Tode amüsierten. Es gab noch zwei weitere Höfe, einen mit Fliesenboden und einen mit gestampfter Erde, wo sich die Waschküche, die Zimmer der Dienstboten und ein paar Ställe befanden, in denen es immer Hühner gab und eine Zeitlang eine kleine Ziege, die man aus Saipina hergebracht hatte und die die Großmutter schließlich adoptierte. Einer der ersten Schrecken meiner Kindheit war diese Ziege, die, wenn sie sich von ihrem Pflock losriß, alles auf die Hörner nahm, was sich ihr in den Weg stellte, und für große Aufregung im Haus sorgte. Zu einer anderen Zeit gab es auch einen kleinen sprechenden Papagei, der die lauten Wutanfälle nachahmte, die mich oft heimsuchten, und der wie ich brüllte: »Omaaaa! Omaaaa!«

Das Haus war riesig, denn in ihm fanden Platz, ein jeder mit einem eigenen Zimmer: die Großeltern, die Mamaé, meine Mutter und ich, meine Tante Laura und mein Onkel Juan mit ihren Töchtern Nancy und Gladys, Onkel Lucho und Onkel Jorge, sowie Onkel Pedro, der in Chile Medizin studierte, aber die Ferien bei uns verbrachte. Und außerdem die Dienstmädchen und die Köchin, niemals weniger als drei.

In diesem Haus wurde ich in einem Ausmaß verhätschelt und verwöhnt, daß ich mich zu einem kleinen Monstrum